



Mit Lichtspektakel, Lasershow und Visuals zelebrierten Neil Tennant (l.) und Chris Lowe (r.) Popmusik an der Elbe.

Foto: Andreas Weihs

Popstars, Entertainer und legere Erzähler

Erst spielten die Pet Shop Boys am Elbufer ein Konzert voller Effekte. Einen Tag später plauderte Sänger Neil Tennant ganz leger an der Kunsthochschule mit Studenten.

VON KAI-UWE REINHOLD

Es ist eine oft bestätigte Tatsache, dass das Konzertpublikum mit den musikalischen Helden altert. Das trifft auch auf die Pet Shop Boys zu. Für ein Gros des Publikums, das am Donnerstag zum Konzert ans Elbufer pilgerte, gehört es zur persönlichen Biografie, den Aufstieg des britischen Duos miterlebt zu haben, das maßgeblichen Anteil an der Popularisierung der Popmusik hatte. Auch an den „Pop Kids“, so der Titel jener Hommage an die 80er- und 90er-Jahre, hinterlässt die Zeit ihre Spuren.

Hits durch glückliche Zufälle

Und dennoch faszinieren die Pet Shop Boys auch jene Generation, die große Hits wie „Go West“ aus dem Jahr 1993 bestenfalls als musikalisches Hintergrundrauschen von ihren Eltern in die Wiege gelegt bekommen. Am Freitag, einem Tag nach dem Konzert am Elbufer, sitzt sie ein wenig ehrfürchtig auf dem Boden eines Ateliers in der Hochschule für bildende Künste und lauscht dem Gespräch von Carsten Nicolai und Neil Tennant, seines Zeichens Sänger der Pet Shop Boys. Anstatt in den roten Sesseln hocken beide leger auf der Bühnenkante. Die legere Haltung passt, denn für den 62-jährigen Tennant spielt sein Ego nicht die Hauptrolle, auch wenn er ein Star ist. Das mag auch daran liegen, dass die Karriere der Pet Shop Boys von Glück und Zufall protegiert wurde. „Viele Hits sind einfach durch glückliche Zufälle entstanden“, gesteht Tennant ein. Ohnehin ist Tennant kein Freund ausgeklügelter Pläne,

sondern einer, der glaubt, dass hinter guter Kunst eine einfache Idee steht, und dass diese Idee meist durch ausprobieren und experimentieren kommt. Ein Schmunzeln lief über die Gesichter der knapp 80 Zuhörer, von denen ein Großteil in den Zwängen der Studienordnung zappelt.

Weitaus mehr Besucher pilgerten am Tag zuvor zu den Filmnächten ans Elbufer. Und standen erst einmal in einer Schlange, die sich unter der Augustusbrücke bis zum Goldenen Reiter am Neustädter Markt zog. Doch bis zum Beginn der Show der Pet Shop Boys waren alle 4000 Besucher auf den Rängen und vor der Bühne verteilt. Trotz trüber Aussichten vermehrte der wolkenverhangene Himmel nicht Stimmung.

Halb zehn war es dann so weit. Lichterkaskaden zuckten über die Bühne, der Sound wurde lauter und die Pophelden drehten sich von den Rückseiten der zwei kreisrunden Projektionsflächen auf der Bühne zum Publikum. Behelmt und im Anzug eröffneten sie mit einem antikapitalistischen Statement das Konzert. Dollarzeichen rollten über die Leinwände und „Let's Make Lots Of Money“ dröhnte aus den Boxen ins Publikum.

Wenige Songs später legte Tennant nicht nur seinen Helm ab, sondern es fiel auch die winddurchwehte Leinwand, auf der sich bunte Kreise und Kugeln in- und auseinanderformten. Durch den gefallenen Vorhang offenbarte sich, dass neben Tennant und Chris Lowe weiterhin eine dreiköpfige Band auf der Bühne agiert: Zwei Schlagzeuger, die vor allem auf elektronischen Drum-Pads spielten, und eine Keyboarderin, die gelegentlich zur klanglich verfremdeten Violine griff. Aus dem puristischen Duo wurde ein dynamisches

Quintett, das von einer beeindruckenden visuellen Choreografie umwoben war. Abstrakte Formenspiele liefen über in filmische Sequenzen, Nebel stieg auf, Lasergeritter entluden sich und zum Schluss hingen leuchtend bunte Kugeln vom Bühnenhimmel. Ein vielgestaltiger Wechsel durchzog die Show. Nicht nur visuell.

Pathos, Pop und Rummelbums

Selbstverständlich gaben die Pet Shop Boys nicht nur Klassiker wie „It's a sin“, „New York City Boy“ oder „West End Girls“ zum Besten. Auch neuere Songs wie „Pop Kids“, der zu Beginn des Sets gespielt und am Ende noch einmal kredenzt wurde, kamen zu ihrem Recht. Die Show lieferte aber nicht nur den obligatorischen Mix aus alten Hits und neuen Stücken, sondern packte einige alte Stücke in neue Kleider. Nicht immer schien das neue Outfit passend zu sein. Ob es unbedingt eine gelungene Aufwischung darstellt, Electropop mit Rummelbumstechnobeats zu unterlegen, wird Geschmackssache bleiben. Nicht minder kann endlos die Frage diskutiert werden, ob selbst eine minimalistische Version von „Go West“ in unsere Gegenwart passt. Denn selbst die reduzierte Variante kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Song eine vor Pathos triefende Freiheitshymne ist. Aber Pathos gehört zur Show der Pet Shop Boys. Vor den Zuhörern an der Hochschule für bildende Künste leugnete Tennant nicht, dass die Popmusik der Pet Shop Boys nicht primär die Welt verbessern will, sondern mehr von einer Theaterinszenierung hat, die unterhalten will. Und wo Theatralität und Entertainment ineinander fallen, können die Boxen schon einmal vor Pathos überquellen.

Auf nach Europa?

Der Denker Hans-Peter Schwarz schrieb über die Schiefelage der Migrationspolitik. Nun ist er tot und sein letztes Buch eine Art Vermächtnis.

VON GERHARD BESIER

Es heißt „Die neue Völkerwanderung“ und wurde sein letztes Buch: Zwei Tage vor Helmut Kohl ist der konservative Politikwissenschaftler und Historiker Hans-Peter Schwarz 83-jährig verstorben. Einer breiten Öffentlichkeit wurde er durch seine Adenauer- und Kohl-Biografien bestens bekannt. Obwohl er ein enges Verhältnis zur CDU unterhielt und deren Granden persönlich gut kannte, scheute er vor kritischen Kommentaren nicht zurück. So hielt er es auch in „Die neue Völkerwanderung“, das vor allem eine Abrechnung mit Angela Merkels Flüchtlingspolitik darstellt – in Schwarz' Augen symptomatisch für sozialdemokratisch eingefärbte Kurskorrektur, die Merkel der CDU verordnet hat.

Mehr EU-Grenzschutztruppen

Er macht keinen Hehl daraus, dass er die unkontrollierte Masseneinwanderung, die „als sozialmoralische Selbstverständlichkeit gewertet“ worden sei, für einen schweren politischen Fehler hält. Abwartende Skepsis sei „als xenophob stigmatisiert und in die Nähe der dumpfen ‚Pegida‘-Bewegung, wenn nicht gar krimineller Brandstiftung gegen Flüchtlingsunterkünfte gerückt“ worden. Doch belässt Schwarz es nicht bei einer kritischen Beschreibung deutscher Befindlichkeiten, sondern verbindet damit Reformvorschläge für die Europäische Union (EU).

Für ihn stehen der Schutz der Außengrenzen und die Ursachenbekämpfung der Migration im Vordergrund. Die Rettungsmaßnahmen der Seestreitkräfte (Operation „Triton“) nennt er ein hervorragendes Beispiel, „wie sich humanitäre Erpressung bezahlt“ mache. Die Seestreitkräfte Europas seien von sentimentalischen Regierungen zu einem ganz unentbehrlichen Zwischenglied in der Schleuserkette unfunktioniert worden. „Selten in der neuesten Geschichte hat man ein derart offensichtliches, von moralischem Getöse überdecktes Zusammenspiel zwischen kriminellen Organisationen und schwächlichen Regierungen beobachten können.“

Wie es anders gehen könnte? Etwa mit einer Notstandsgesetzgebung, die das geltende Asylrecht dauerhaft oder zeitweilig einschränke. Dazu sei erforderlich, „aus heutiger Sicht zu großzügige und für die EU besonders nachteilige Protokolle zur

Genfer Flüchtlingskonvention und der Europäischen Menschenrechtskonvention zu kündigen oder wenigstens zu sistieren.“ Ungeachtet der zu erwartenden moralischen Proteste müsse das europäische Asylrecht einer Reform zugeführt werden. Gegen den Willen der Bevölkerung hätten die EU-Organe „jene Scharen von Zuwandernern, die in die europäischen Sozialsysteme streben, kurzerhand auf die EU-Länder verteilen“ wollen. Doch die autoritäre Zuweisung beliebig zusammengesetzter Flüchtlingskontingente verstoße gegen das kommunale Demokratieprinzip, „auf dessen Einhaltung in Fällen von wesentlich geringerer Bedeutung (Straßenbau, Einrichtung von Industriezonen, Müllbeseitigung, Festsetzung der Gewerbesteuer, Baurecht, Umweltrecht) peinlich genau geachtet wird.“ Außerdem schlägt Schwarz eine „erhebliche Verstärkung der Grenzschutztruppe Frontex bei gleichzeitiger Ausweitung ihrer Zuständigkeit“ vor.

Dass die EU sich im Fall der Türkei für die Rolle des „Bittstellers“ entschieden habe, hält er ebenfalls für einen schweren politischen Fehler, ebenso wie die „Eselsgeduld“, mit der „failed states“ wie Libyen behandelt würden. Auch zeitweilige Grenzsperrungen, wie Dänemark und andere Staaten sie praktizieren, hält Schwarz für richtig und nach geltendem EU-Recht für möglich. Schließlich wäre die Einführung von Kontrollen für Bürger aus Nicht-EU-Staaten notwendig – in den USA beispielsweise eine Selbstverständlichkeit. Insgesamt möchte Schwarz die reformierte EU weniger ambitioniert anlegen – ein „Schengen light“, wie er sagt, um die großen Errungenschaften der EU zu retten.

Die Nähe zwischen CDU und AfD

Das Buch bietet kaum neue, bündelt aber eine Vielzahl verstreuter Informationen und ist darüber hinaus stilistisch brillant und pointiert geschrieben. Seine Bedeutung liegt vor allem darin, dass das konservative CDU-Mitglied Schwarz noch einmal für diesen Flügel in seiner Partei die Stimme erhoben und seinen Schmerz über den Heimatverlust artikuliert hat. So wie er denken nicht wenige in der CDU. Schwarz erläutert damit implizit die große Nähe des konservativen Flügels der CDU mit dem liberalen in der AfD. Der Bundeskanzlerin ist es mit ihrer unverdrossenen mittigen Politik nicht wirklich gelungen, die Erosion am rechten Rand ihrer Partei zu stoppen. Allein die rasch wachsende Radikalisierung der AfD hat sie vor Schlimmerem bewahrt.

- Hans-Peter Schwarz, Die neue Völkerwanderung nach Europa. DVA, 256 S., 19,99 Euro.
- Gerhard Besier war von 2003 bis 2008 Leiter des Hannah Arendt Instituts für Totalitarismusforschung.

Dresdnerin beschenkt Tucholsky-Museum

Rheinsberg. Das Kurt-Tucholsky-Literaturmuseum in Rheinsberg hat seine Sammlung um bedeutende historische Stücke aus dem Nachlass des Schriftstellers erweitert. Die letzte noch lebende Verwandte Tucholskys, die Dresdnerin Brigitte Rothert, habe diese dem Museum übergeben, teilte Museumsleiter Peter Böthig am Freitag mit. Dazu zählen drei von Tucholsky signierte eigene Bücher sowie originale Kinderfotos des Schriftstellers und seiner Geschwister. Die 88-jährige Großcousine Tucholskys, die die Stücke in den 80ern von dessen damals noch lebender Schwester Ellen Milo aus New York erhalten habe, verfügte die Schenkung bereits 2005 testamentarisch, hieß es. (epd)

Die gepflegte Verstimmung

Der Ex-Sonic-Youth-Gitarrist Thurston Moore präsentiert im Dresdner Beatpol Rockmusik von teils magischer Intensität.

VON KARSTEN BLÜTHGEN

Der Titel seines Albums „Rock 'n' Roll Consciousness“ ist ein Appell, und die ausgehenden, elektrisierenden, hypnotisierenden Gitarrenpassagen klingen nach Besinnung auf Wurzeln. Ins Bewusstsein der Rockwelt brachte sich Thurston Moore nach drei Jahren Ruhe schon im März mit dem Anti-Waffen-Song „Ceasefire“. Kleingliedrige, repetitive Strukturen, scharf, schräg, schmutzig und opponierend, könne man doch in den USA „Waffen so einfach erwerben wie Schokoriegel“. Mit dem Sound knüpft der Gitarrist und Songschreiber an die Zeit von Sonic Youth an.

Großartiges aus Lärm

Der 58-jährige New Yorker ist kein Weltstar. Doch der Mitbegründer der wegweisenden Indie-Rockband, die mit verstimmten Gitarren großartige Architektur aus Lärm schuf, hat die Welt ein Stück verändert. Mit bis zu fünfzig Gitarren pflegt sich Moore zu umgeben, um genau die passenden für den Augenblick greifen zu können. Ein Musiker, der nichts dem Zufall, aber viel der Situation überlässt. 27 Jahre war er mit Sängerin Kim Gordon verheiratet. Seit der Trennung der beiden 2011 ist der Status von Sonic Youth unklar. Fakt ist: Thurston Moore, seit Jahrzehnten immer wieder solo unterwegs, hat auf „The Best Day“ (2014) im Frühling ein neues Album folgen lassen. Und mit Drummer Steve Shelley gehört wenigstens ein alter Bandkollege zur Gruppe. „Rock 'n' Roll Consciousness“ enthält nur fünf Songs, die aber sind von teils magischer Intensität. Noch weniger Termine als Stücke hat die Deutschland-Tour dazu. Das letzte Konzert steht am Dienstag in Dresden an.

- Das Konzert: Thurston Moore Group, 4.7., 21 Uhr, Dresden, Beatpol; Karten an der Abendkasse

Bei großen Worten fehlt der Platz im Kopf zum Denken

Der Schriftsteller Joochen Laabs, vor 80 Jahren in Dresden geboren, schreibt Gedichte auf die Straßenbahn, für die er in der DDR gearbeitet hat.

VON MICHAEL WÜSTEFELD



Joochen Laabs erhielt 1973 den Kunstpreis der Stadt Dresden.

Foto: dpa

In den Büchern haben immer die Dichter recht, nie die Ingenieure ... Ich bin in den Büchern aufseiten der Ingenieure ... Im Leben bin ich aufseiten der Dichter“. Wer zu solch programmatischen Sätzen fähig ist, muss etwas davon verstehen. Joochen Laabs versteht sich darauf, denn er kennt sowohl das eine als auch das andere. Er wurde am 3. Juli 1937 in Dresden geboren und studierte er nach einem Niederlasser Intermezzo an der Verkehrs-Hochschule Ingenieurwesen, was er von 1962 bis 1975 als Mitarbeiter einer Dresdner Forschungsstelle für Kraft- und städtischen Nahverkehr ausgiebig praktizierte.

Bevor er sich 1976 in die Freiberuflichkeit nach Berlin davonstahl, trat der Diplomingenieur als Dichter in Erscheinung. Schon 1970 mit seinem Debüt ließ er auf-

horchen. Nicht nur verriet der anspielungsreiche Titel „Eine Straßenbahn für Nofrette“ nahverkehrstechnische Bezüge, auch strutzten die Gedichte des damals Dreiunddreißigjährigen vor ironischem Selbstbewusstsein. Keine Lyrismen, kein gewollt poetischer Schnickschnack. Ganz und gar unpathetisch wurde einer Alltagsphilosophie mit hohem Wiedererkennungseffekt geformt.

Erfrischend oft ging es um jene, „die den Personalausweisvermerk tragen: Geschlecht – weiblich“. So auch ein Jahr später, als er seinen in Dresden handelnden Studentenroman „Das Grashaus“ mit dem hinterhältig langen Untertitel „Die Aufteilung von 35000 Frauen auf zwei Mann“ vorlegte. Zwar erschien 1978 mit „Himmel sträflicher Leichtsinns“ noch ein zweiter Ge-

dichtband, aber Laabs war inzwischen nicht nur nach „Preußen exiliert“, wie es sein Freund Volker Braun formuliert hat, sondern auch ins erzählerische Fach. Wenigstens drei wichtige Romane sind zu nennen. „Der Ausbruch“, „Der Schattenfänger“ und sein Opus magnum „Späte Reise“, in dem seine Figuren über ein halbes Jahrhundert zwischen Europa und Amerika agieren.

Wer dachte, Joochen Laabs sei nicht nur den Ingenieuren, sondern für immer auch den Dichtern verloren gegangen, hat sich geirrt. So wie das ihm angeborene Dresden hat er das Dichten nie ganz aufgegeben. Fast 40 Jahre nach seinem „sträflichen Leichtsinns“ mischt er jetzt neue Gedichte unter alte Bekannte, die Joachim John assoziationsreich mit Zeichnungen begleitet.

Da sind sie wieder, seine Straßenbahngedichte, sein burschikoses „Guten Morgen“, in dem sich die Beine als „die größten Gesinnungslumpen“ erweisen und sein „Abends“, wenn er sich angesichts der über dem Tal ausgeschütteten Lichter einsetzt: „Da/bin ich unfähig, mir vorzustellen, /daß es irgendwo Bosheit gibt.“ Wir finden seine „These XVII“ von 1960 wieder, die besagt: „Wir sollten/nicht derartig gro-

ße Worte/in den Mund nehmen,/daß uns im Kopf/kein Platz mehr/zum Denken bleibt.“ Das war für damalige Verhältnisse reichlich mutig und gilt immer noch. Wir finden sein Gedicht „Prag im Herbst“ von 1968, das damals nicht erschienen ist.

Unter den Novitäten, die den Ton von früher aufnehmen und halten, gibt es Mutter und Vater gewidmete Gedichte, Schatten- und Mondverse, Vorstadt-, Cottbus- und Dresden-Strophen, auch Reime werden vorsichtig ausprobiert. Als junger Kerl trieb ihn vor allem eine Sorge um, „daß mich Trägheit verschlammt;/daß ich die Wahrheit zu nennen, wie ich sie begreif,/einlös gegen Altersversorgung.“

Nun ist das unterversorgte Alter da, aber Joochen Laabs ist alles andere als träge geworden, und seine Wahrheiten hat er auch nicht eingetauscht. Heute fragt er „Wo komm ich hin,/im Juli geboren, nackt“ und antwortet selbst „es geht/weiter, so oder/wie“. Ja, möge es weitergehen. Am 3. Juli feiert Joochen Laabs seinen 80. Geburtstag. Ihm zu Ehren klingeln die Dresdner Straßenbahnen.

- Joochen Laabs: Ungerechtfertigtes Lamento. Quintus-Verlag, 118 Seiten, 18 Euro